

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

Von der christlichen Demut.

Von Prof. Dr. Matthias Premm, Salzburg.

Wie oft beteten wir jetzt im Herz-Jesu-Monat: „Jesus, sanft und demütig vom Herzen, mache unser Herz gleich Deinem Herzen.“ Aber haben wir von der Demut auch einen richtigen Begriff? Oder, was noch mehr ist, schätzen und üben wir sie auch? Oder sind nicht auch wir etwas angekränkelt vom modernen Zeitgeist, der die Demut verächtlich eine passive Tugend nennt und in ihr eine unberechtigte Selbsterneidigung, ein Sichwegwerfen erblickt? Und doch ist die richtig verstandene Demut geradezu die *Grundlage des gesamten Tugendlebens, eine universelle Tugend*, von vielen anderen Tugenden vorausgesetzt. Wo die Demut gedeiht, blühen die Tugenden, und man kommt ganz gewiß zur Vollkommenheit.

I. Was ist Demut?

Was haben doch ungezählte Menschen gerade von der Demut für eine falsche Anschauung! Sie meinen, Demut wäre ängstliche Scheu vor jeder äußeren Ehrung, wäre eine erkünstelte Verachtung seiner selbst. Weit gefehlt! Eine Tugend kann nie Lüge bedeuten. Und gerade die Demut ist Wahrheit, Anerkennung der vollen Wahrheit. Anerkennung auch des Guten und Großen an uns. Das nicht anerkennen zu wollen, wäre nicht Demut, sondern Unwahrheit, Undank gegen Gott. Nur das eine dürfen wir nicht tun: Uns *mehr* zuschreiben, als wir wirklich sind, und daher *mehr* Ehre verlangen, als wir verdienen. Das wäre Stolz. Den Stolz zu zügeln, den uns angeborenen Drang nach unverdienter Ehrung in die richtigen Schranken zu weisen, ist eben Aufgabe der Demut. „Die Demut ist also jene Tugend, die das *ungeordnete* Verlangen nach eigener Auszeichnung zurückdrängt und den Menschen geneigt macht, seine eigene Niedrigkeit der Wahrheit entsprechend anzuerkennen.“ Die Demut setzt somit die *richtige Selbsterkenntnis* notwendig voraus. Welches ist also die wahre Größe des Menschen, was lehren uns diesbezüglich Offenbarung und Vernunft? Wir müssen den ganzen Menschen ins Auge fassen, seine Vorteile, aber auch seine Schattenseiten.

Welches sind seine Vorzüge? Schon in seinen rein *natürlichen Gaben* ist der Mensch an sich etwas Großes. Wie wunderbar und zweckmäßig ausgedacht ist der leibliche Organismus! Dazu kommen die geistigen Fähigkeiten seiner unsterblichen Seele, durch die er die gesamte materielle Schöpfung als deren Krone überragt. Aber sofort müssen wir, um die volle Wahrheit zu erkennen, fragen: Woher hat der Mensch das alles? Alles hat er von Gott, nichts hat er aus sich. Der Mensch ist aus nichts erschaffen, lehrt uns der Glaube. Das spricht sich so leicht. Aber anerkennen wir es auch? Aus uns sind wir nichts. Und auch nachdem wir von Gott das Dasein erhalten haben, bereits existieren, muß er uns jeden Augenblick im Dasein erhalten, sonst würden wir sofort ins Nichts zurück sinken. Und jede Handlung, die wir setzen, wir können sie nur vollbringen, weil Gott sie mitsetzt durch seinen concursus divinus; ohne seinen Beistand sind wir nicht zur geringsten Tätigkeit fähig.

Das alles gilt noch viel mehr bezüglich der *übernatürlichen Ordnung*. Gott hat uns in seiner unendlichen Güte nicht zu einer bloß natürlichen Seligkeit bestimmt, sondern zu einer übernatürlichen berufen, die in der Anschauung Gottes besteht, in der Teilnahme am Glück, das Gott selbst genießt. Wir sind wahrhaftig zu etwas Großem geboren, haben die denkbar größte Bestimmung, die für ein Geschöpf möglich ist. Diese unsere Größe nicht anerkennen zu wollen, wäre nicht Demut, sondern Unglaube und Undank gegen Gott. Doch dieses hohe Ziel können wir wiederum nur mit Hilfe Gottes, durch seine mitwirkende Gnade erreichen. Ohne diese Gnade, aus uns allein können wir nicht einen einzigen Schritt dem Himmel zu machen. Daher sagt Christus: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“ (Jo 15, 5). Er ist der Rebstock, wir die Rebzweige, die nur in lebendiger Verbindung mit dem Stock Früchte des Heiles bringen können. Gewiß, im Verein mit der Gnade Gottes können wir gute Werke vollbringen. Es liegt dabei eine wahre Mittätigkeit von unserer Seite vor. Dabei aber geben wir Gott nur zurück, was er uns geschenkt hat. Wir tun nur, wozu wir meist ohnehin verpflichtet sind. Und Gott hat von all unseren guten Werken nicht den geringsten Vorteil, weil die äußere Verherrlichung Gottes sein inneres Glück nicht erhöht. Daher mahnt uns der Heiland: „Wenn ihr auch alles tut, was euch befohlen ist, müßt ihr bekennen: Unnütze Knechte sind wir“ (Lk 17, 10). Gewiß hat der Mensch große Vorzüge, natürliche und übernatürliche, an sich, aber (so müssen wir demütig, der Wahrheit gemäß hinzufügen) alles hat er nur von Gott.

Nun müssen wir aber auch noch die *Schattenseiten* an uns ins Auge fassen, sonst wäre das Bild nicht vollständig; wir hätten keine volle Selbsterkenntnis, die doch die notwendige Voraussetzung der Demut ist. Es ist nicht zu leugnen, wir haben trotz hoher Vorzüge auch viele Schwach-

heiten und Armseligkeiten an uns. Was ist der Mensch *dem Leibe nach?* Ungefähr ein Drittel seines Lebens bringt er bewußtlos und untätig im Schlaf zu. Von dem übrigen Teil seines Lebens gehört ein gutes Stück der Hilflosigkeit der Kindheit und der Schwäche des Greisenalters. Einen weiteren Teil bringt er mit Essen, Trinken, Erholung, Spiel und Sport zu. Wieviel bleibt noch übrig? Und wieviel Leiden, Schmerzen, Krankheiten, Sorgen und Mühen aller Art in dieser kleinen Spanne Zeit! Und das Ende von allem? — Tod und Verwesung. Was ist der Mensch *der Seele nach?* Wie gering ist das Wissen auch des Gelehrtesten und mit wievielen Irrtümern untermischt! Was sollen wir erst von dem Wissen der großen Masse sagen? Dazu kommen die zahlreichen ungeordneten Neigungen und Leidenschaften, die das menschliche Herz von allen Seiten bedrängen: Stolz, Neid, Zorn, Haß, Wollust, Habsucht, Furcht, Trauer und Schmerzen aller Art. Denken wir dann besonders an unsere Sünden, die vielleicht zahlreicher sind als die Haare unseres Hauptes . . . Wenn uns auch die Sünden nachgelassen sind, wem verdanken wir es? Der Barmherzigkeit Gottes. Dann die bange Frage: Werden wir im Guten bis zum Ende aus-
harren? Das wissen wir nicht.

Das ist das wahre Bild, das Vernunft und Glaube uns vom Menschen entwerfen. Wir haben gewiß hohe Vorzüge, natürliche wie übernatürliche, sie alle aber sind ein Geschenk Gottes. Dazu haften am Menschen viele Schwächen und Armseligkeiten, dem Leibe wie der Seele nach. *Jener Mensch nun, der diese Wahrheit einsieht und mit dem Willen anerkennt und auch praktisch darnach handelt in seinem Verhalten Gott und den Menschen gegenüber, der hat die Tugend der Demut.* In diesem Sinne definiert sie der heilige Bernhard: *Humilitas est virtus, qua homo verissima sui cognitione sibi ipsi vilescit.* Der Demütige denkt von sich wirklich, aus Überzeugung gering. Er sieht ein: Groß ist der Mensch einzige in Verbindung mit Gott. Daher sein Gebet: „O Herz der Liebe, auf dich setze ich all mein Vertrauen. Von meiner Schwachheit fürchte ich alles, von deiner Güte hoffe ich alles.“

II. Betätigung der Demut.

Wir kennen nun die Demut sozusagen von ihrer theoretischen, begrifflichen Seite her. Wir wollen nun noch mehr ins Einzelne gehen und die Demut in ihrer konkreten Erscheinungsweise betrachten. Welches ist denn die Praxis der Demut, wie betätigt sie sich? Die Demut äußert sich Gott und den Menschen gegenüber.

Gott gegenüber vor allem in der grundsätzlichen Anerkennung der Tatsache, daß alles Gute an uns von ihm kommt. So tat es ein heiliger Paulus (1 Kor 4, 7): „Was hast du, was du nicht empfangen hast? Hast du es aber empfangen, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfan-

gen?“ Mit dem Psalmisten spricht der wahrhaft Demütige aus voller Überzeugung: „Non nobis, Domine, non nobis sed nomini tuo da gloriam“ (Psalm 113, 9). Und wiederum mit dem heiligen Paulus: „Soli Domino honor et gloria“ (1 Tim 1, 17). Ja freilich, grundsätzlich zweifeln wir an dieser Wahrheit nicht. Aber handeln wir auch praktisch darnach? Wenn uns ein Erfolg zuteil wird, schreiben wir ihn dann nicht doch eher uns zu als Gott? Oder wenigstens zum Teil uns? Leiten wir dann wirklich alle Ehre ganz auf Gott zurück?

Sodann äußert sich die Demut Gott gegenüber in der *Anerkennung seiner absoluten Herrschaft über uns*. Da er uns aus dem Nichts herausgezogen hat, kann er mit uns tun, was er will. Sich darüber zu beklagen, wäre Selbstüberhebung, Auflehnung gegen Gottes Oberhoheit, wäre Stolz. Ähnlich kann der Töpfer den Topf formen, wie er will, und selbst den Zweck des Tongefäßes bestimmen nach Gutdanken: entweder aus dem Ton ein Gefäß machen, das einem ehrenvollen Zweck dient, z. B. als Schmuckstück, oder aber ein Gefäß, das mehr dem alltäglichen Gebrauch dient, ja vielleicht sogar zum Aufnehmen von Unrat. Der Vergleich stammt vom heiligen Paulus, der wörtlich sagt (Röm 9, 20 f.): „O Mensch, wer bist du, daß du mit Gott rechten willst? Spricht etwa das Werk zu seinem Meister: Warum hast du mich so gemacht? Hat der Töpfer nicht Macht über den Ton, aus derselben Masse ein Gefäß zur Ehre und das andere zur Unehre zu machen?“ *Niemals dürfen wir daher klagen über die Vorsehung Gottes*: Warum gehöre ich nicht zu den Reichen, sondern zu den Armen? Warum muß ich in Verborgenheit durchs Leben wandeln, anstatt eine führende Stellung einzunehmen? Warum gab mir Gott weniger Talente als jenem? Warum bin ich nicht ein Gefäß der Ehre, sondern der Unehre? Gestehen wir es uns nur ehrlich (die Wahrheit kann uns frei machen): Kommen uns nicht tatsächlich solche Gedanken in den Sinn? Kämpfen wir dann dagegen? Der Demütige wird es nie wagen, gegen Gottes Anordnung zu murren, sondern mit Job (1, 21) bekennen: „Wie es dem Herrn gefallen hat, so ist es gekommen; der Name des Herrn sei gepriesen.“ „Humiliamini sub potenti manu dei“, mahnt der heilige Petrus (I, 5, 6). Du meinst, auch so viele Talente zu besitzen wie dieser oder jener, und es drängt dich, recht viel zu arbeiten zur Ehre Gottes. Doch Gottes Vorsehung fügt es, daß eine Krankheit, vielleicht ein verborgenes, den Mitmenschen unbekanntes Leid deine Kräfte zum Teil lähmst. Trage doch in Demut die scheinbare Erfolglosigkeit deines Daseins. Gott braucht uns nicht, er kann auch ohne uns seine Ehre fördern oder sie in diesem Falle fördern durch unsere Demütigung, die wir in Unterwerfung unter Gott willig tragen. Was hat doch der einzelne von uns zu bedeuten? Freilich, wir fühlen von Natur aus ein Geltungsbedürfnis. Weil wir aus uns so klein

sind, möchten wir gerne groß sein. Wir Kurzsichtigen bilden uns oft ein, das, was der Natur zusagt, sei auch der Wille Gottes und seine größere Ehre. Diese könne einzig gefördert werden, indem wir große Taten verrichten. Wie häufig ist das nur Täuschung, Selbstsucht. Kreuz und Demütigung bewahren uns vor solchen Selbsttäuschungen. Wenn Gott dich wirklich brauchen kann und auf diese Weise seine Ehre fördern will, wird er dich schon zur richtigen Zeit hervorziehen. Jemand meint für einen großen Posten geschaffen zu sein, aber die Vorsehung fügt es oder läßt es zu, daß er in eine unbedeutende Stellung hineingedrängt wird. Da dient es mehr zur Ehre Gottes, an diesem Pöstchen all seine Kräfte zur Ehre Gottes daranzusetzen. Bezüglich des Verdienstwertes für die Ewigkeit kommt es nicht darauf an, *welchen* Posten man bekleidet, sondern *wie*, d. h. mit welcher Hingabe an Gott und welcher selbstlosen Liebe zu ihm. Wie einst ein Priester auf sein Grab schreiben ließ:

„An keinem Dome Bischof, in keiner Stadt Dechant,
An keiner Schul' Professor, nur Pfarrer auf dem Land.“

So ist es in Wahrheit: Ein einfacher Dorfpfarrer, dessen Name nie in der Zeitung stand, der keine bischöfliche Auszeichnung erhielt, kann im Himmel weit höher stehen als sein wegen Gelehrsamkeit über die Grenzen der Diözese hinaus gerühmter Mitbruder; auf das Innenleben, die selbstlose Hingabe an Gott kommt es an. Was insbesondere das Strebertum betrifft, hat der demütige Vinzenz von Paul das Wahrwort geprägt: „Wenn jemand unglücklicherweise durch Strebertum Vorgesetzter wird, so richtet er nur Unheil an.“

Das ist also das Verhalten des Demütigen Gott gegenüber: Ihm schreibt er alles Gute zu, seiner Leitung unterwirft er sich ohne Vorbehalt. Es könnte nun jemand meinen, die Demut mache uns kleinmütig und verzagt, sie lähme die Tatkraft. Ganz im Gegenteil! Die Demut zeigt allerdings dem Menschen sein eigenes Nichts und flößt ihm Mißtrauen gegen sich selbst ein, zugleich aber sieht sie die Größe Gottes, von der alles kommt, und auf sie setzt der Demütige sein ganzes Vertrauen. „Alles vermag ich in dem, der mich stärkt“ (Phil 4, 13). „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (2 Kor 12, 10). „Wenn Gott mit uns ist, wer ist dann wider uns?“ (Röm 8, 31). Und tatsächlich haben gerade die Demütigen, die im Bewußtsein ihrer Schwäche am wenigsten auf sich vertrauten, die erstaunlichsten Großtaten vollbracht.

Wie betätigt sich die Demut den Mitmenschen gegenüber? Zunächst und grundlegend durch die innere Gesinnung der Unterwürfigkeit gegenüber den übrigen Menschen. Diese Seite unserer Tugend wird gerade durch unser deutsches Wort Demut ausgedrückt (mhd. diemuoti); es bedeutet etymologisch soviel wie Dien-mut, die Gesinnung des Dienenden anderen gegenüber. Doch, so könnte man fragen, ist eine

solche Gesinnung wirklich berechtigt und wahr? Ein ungläubiger Weltmensch wird eine solche Unterwürfigkeit gegen den Mitmenschen mit Entrüstung zurückweisen und als ein Sichwegwerfen bezeichnen. Allein, was sagt uns der heilige Glaube, das Christentum? Paulus (Phil 2, 3) mahnt ausdrücklich: Die Christen sollen „demütig einer den anderen höher achten als sich selbst“. Wie kann das geschehen? Die Antwort soll uns der heilige Thomas geben (2, 2, q. 161, a. 6 ad 1). Er wendet ein, es sei eine irrite Meinung und könne also nicht als Tugendakt gelten, daß jemand sich für geringer und armseliger als andere halte. Was antwortet der heilige Lehrer? Er sagt wörtlich: „Ohne Irrtum kann jemand glauben und behaupten, er sei geringer als alle, wenn er einerseits an seine eigenen geheimen, ihm selbst wohlbekannten Fehler und anderseits an die Gaben Gottes denkt, die im anderen verborgen sind. Deshalb sagt der heilige Augustinus: ‚Glaubt, daß einige im geheimen höher stehen als ihr, obwohl ihr nach dem äußeren Schein besser seid als sie.‘“ Der Demütige nimmt mit Grund an, im Nebenmenschen sei vielleicht manches Gute, was ihm fehlt, und umgekehrt, in ihm sei manches Böse, was der Nächste nicht hat. Wir haben daher immer Grund, den Nebenmenschen hochzuschätzen und zu lieben, und das Böse an ihm, das vielleicht geringer und entschuldbarer ist, als wir meinen, möglichst schonend zu beurteilen. *Der Demütige ist im Bewußtsein der eigenen Schwäche vorsichtig und mild im Urteil über andere.* Das ist gerade das Charakteristische an der Demut, daß sie die eigenen Fehler und Schwächen stets vor Augen hat, dagegen an anderen mit Vorliebe das Gute betrachtet. Aus dieser Gesinnung heraus unterwirft sich der Demütige gerne den Mitmenschen um Gottes willen gemäß der Mahnung des Apostels Petrus (I, 2, 13): „Seid untertan jeder menschlichen Kreatur um Gottes willen.“

Daher das rücksichtsvolle, bescheidene Benehmen gegen alle Mitmenschen ohne Ausnahme, selbst gegen die Untergebenen, gegen die armen und letzten Menschen. Die Bereitwilligkeit, anderen einen Dienst zu erweisen. Daher befolgt der Demütige die Mahnung Christi: „Recumbe in novissimo loco“ (Lk 14, 10). Dem Mitmenschen den Vortritt lassen, den besseren Teil des Weges einräumen, mit dem Grüßen zuvorkommen („honore invicem praevenientes“). Gern gönnst deswegen der Demütige anderen den Erfolg.

Auch ist er nicht empfindsam. Wer so schnell glaubt, es geschehe ihm von den Vorgesetzten oder Kollegen oder Untergebenen oder gar von Gott Unrecht, man schätze ihn nicht nach Gebühr ein, der hat nicht die volle Demut. Diese ist sogar bereit, wirkliche Verdemütigungen, wenn nicht bestimmte Gründe es anders verlangen, ruhig hinzunehmen, ohne dagegen aufzutreten. Das verlangt freilich einen besonders hohen Grad von Demut. Ein gutes Mittel gegen Empfindsamkeit lautet: „Denke lieber an deine Fehler.“

Seine eigenen Schwachheiten möglichst übersehen oder gar entschuldigen, ist Hochmut. Wieviel besser scheinen wir uns zu sein, als wir wirklich sind. Wieviel Sünden habe ich begangen, von denen kein Mensch weiß. Was nützt es mir, ein übertünchtes Grab zu sein. Deine Vollkommenheit besteht nicht in der Tugend, die du selbst in dir zu erkennen glaubst und welche die Mitmenschen dir zuschreiben, sondern in der, welche Gott in dir erkennt. Seien wir doch ehrlich gegen uns selbst und verlangen wir auch von den Mitmenschen nicht mehr Ehrung, als wir verdienen. Demut ist eine wahrhaft demokratische Tugend.

Ehrungen von Seiten der Mitmenschen sucht der Demütige nicht, im allgemeinen flieht er sie sogar. Doch nimmt er sie an, wenn er z. B. als Vorgesetzter eine gewisse Pflicht dazu hat. Er bezieht aber dann die Ehre auf Gott, den Geber alles Guten. Er betrachtet sie als einen seinem Amt oder seinem Stande und nicht seiner Person gezollten Tribut. In diesem Sinne sagt Meschler bezeichnend: „Wenn es die größere Ehre Gottes verlangt, muß man auch zu glänzen wissen.“ Demut verbietet auch nicht ein standesgemäßes Auftreten und nicht die Sorge für einen guten Ruf. Vom Heiland lesen wir nie, daß er sich weggeworfen hätte. Nur müssen wir das alles tun aus einem guten Beweggrund und nicht aus verschleierter Ehrsucht. An sich aber weicht der Demütige den Anerkennungen vor den Menschen aus, will lieber unbeachtet bleiben, befolgt die Mahnung der Imitatio Christi: „Ama nesciri et pro nihilo reputari.“

Der Heiland, dessen Nachfolger wir in allem sein sollen, stellt uns diesen Grundsatz in Wort und Tat vor Augen: „Wer unter euch der Größere sein will, werde der Geringere .. Ich bin unter euch wie euer Diener (sicut qui ministrat)“ (Lk 22, 26 f.). „Wer sich erhöht, wird erniedrigt werden“ (Mt 23, 12). „Wer sich demütiigt wie ein Kind, ist der Größte im Himmelreich.“ Und wie sehr mahnt der Heiland, ja nicht nach Pharisäerart für unsere guten Werke Ehrung vor den Menschen zu suchen; wer das tut, *hat* seinen Lohn schon empfangen, wird von Gott keinen mehr erhalten (Mt 6). Wir wollen das Gute lieber im Verborgenen tun, der Vater im Himmel sieht es schon. Nach diesen Grundsätzen hat Christus auch selbst sein Leben eingerichtet. Sein oberster Leitgedanke war: „Ich suche nicht *meine* Ehre, sondern die Ehre dessen, der mich gesandt hat; *meine* Ehre ist nichts“ (Jo 8, 54). Er wollte den Weg des Kreuzes und der Schmach, weil so Gottes Ehre *mehr* gefördert wurde. Welche Verdemütigung schon bei der Geburt! Dann durch 30 Jahre verborgen in Nazareth, bei einfacher Tischlerarbeit! Für sein öffentliches Wirken wählte er das abgelegene Galiläa, hingegen den Tod der Schmach wollte er in der Hauptstadt Jerusalem erleiden. Er arbeitete ohne sichtlichen Erfolg. Dieser ward erst seinen Aposteln zuteil. Er wollte nur säen, sie sollten die Ehre der Ernte haben. Als Jünger Christi

sollten wir auch etwas vom Geiste seiner Demut haben. Gottes Ehre muß unser Lebensziel sein. „Meine Ehre ist nichts.“ Gottes Ehre aber wird mehr gefördert, wenn wir demütig sind, in Trübsal und Verdemütigung uns nicht verwirren lassen, Kreuz und Schmach tragen.

Daher haben *Heilige* in allem lieber das Einfache, Stille, Unauffällige gewählt. Der *heilige Vinzenz von Paul* bezog das sogar auf die Art zu predigen. Er sagt: „Mir kommen zwei Möglichkeiten, meine Gedanken auszudrücken in den Sinn. Wenn mich nicht die Liebe zu einem anderen Vorgehen verpflichtet, werde ich die schlichtere Art wählen und die schönere in der Verborgenheit meines Herzens bewahren zum Opfer für Gott.“ Der Heilige hat ohne Zweifel recht. Denn auch bei unserem Wirken für das Seelenheil der Mitmenschen kommt es auf die Gnade Gottes an, nicht auf unsere schönen Worte. Nun aber sagt der *heilige Bernhard*: „Die Demut zieht Gottes Gnade an sich wie der Magnet das Eisen.“ Und der so überaus demütige *heilige Vinzenz von Paul* schreibt: „Sich demütigen ist das Mittel aller Mittel, um besondere Gnade auf die Arbeit herabzuziehen. Sind wir frei von uns, dann erfüllt Gott selber uns, denn er haßt die Leere.“ Und der *heilige Franz Xaver*, dessen Missionswirken so reich gesegnet war, sagt: „Die ganze Hoffnung auf wahre und reiche Frucht, die ein Verkünder des Evangeliums erwarten möchte, beruht einzig und allein auf der Verachtung seiner selbst.“

Auch die *Geschichte unserer heiligen Kirche* bestätigt die Aussprüche dieser Heiligen. Es ist geradezu *das große Gnaden gesetz*: „Gott gibt uns Gnade für uns selbst und für andere nach dem Maße unserer Demut.“ Daher die Erscheinung, daß nur die Demütigen zum Glauben kommen, Mitglieder der Kirche werden. „*Pauperes evangelizantur*“ (Lk 7, 22). Die Armen sind von Haus aus demütig, im Gegensatz zu den Reichen, die daher „schwer ins Himmelreich eingehen“ (Mt 19, 24). Zu Aposteln hat Gott einfache Männer erwählt. In Rom nahmen überwiegend Sklaven die Lehre Christi an. Auch heute machen in allen Ländern die Mehrzahl der Anhänger der Kirche die einfachen Leute aus dem Arbeiter- und Mittelstande aus. Die Großtaten in der Kirche wurden fast immer von armen, demütigen Männern und Frauen vollbracht. Der innerste Grund davon ist ausgedrückt im Schriftwort: „Meine Ehre gebe ich keinem anderen, damit kein Mensch sich rühme vor mir.“ Gottes Ehre ist das oberste Ziel der Erschaffung der Welt. Es soll vor den Augen der Menschen offenbar werden: „*Soli Deo honor et gloria!*“